

„Kinder zum Olymp! – Wege zur Kultur für Kinder und Jugendliche“

Bericht über einen Kongress der deutschen Kulturstiftung der Länder am 29. und 30. Jänner 2004 im Gewandhaus in Leipzig

von Michael Wimmer

Was ist los in Deutschland? Täglich erreichen uns Horrorberichte über Politikverdrossenheit, schlechte Wirtschaftslage und über eine ständig steigende Staatsverschuldung. Zugleich erfahren wir, dass die Bundesregierung mehr als 4,4 Milliarden Euro für ein vermehrtes Angebot an Ganztagschulen zur Verfügung stellt. Und dann findet auch noch ein großer Kongress zu kultureller Bildung statt, an dem mehr als 500 Personen teilnehmen; eine Veranstaltung, von der zur Zeit alle an kultureller Bildung Interessierten hier in Österreich zur Zeit nur träumen können.

Alle sind gekommen. Bundespräsident Johannes Rau, die Kulturstaatsministerin Christina Weiss, viele RepräsentantInnen der deutschen Landesregierungen, prominente KünstlerInnen wie Günther Albrecht, Peter Mussbach oder Simon Rattle, Wirtschaftstreibende wie Arend Oetker, Wissenschaftler wie Günther Bastian, Vertreter der großen deutschen Blätter wie „Die Zeit“, „Süddeutsche Zeitung“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ oder „Die Welt“. Und natürlich eine Vielzahl von Vertretern von Kulturstiftungen, Kultureinrichtungen, Kinder- und Jugendverbänden, Schulen, Künstlern, Pädagogen und nicht zuletzt junge Leute. Sie alle formulieren gemeinsam ein gutbegründetes Plädoyer für eine verstärkte Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur in und außerhalb der Schule, um neue, gangbare Wege aus der gegenwärtigen politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und damit verbundenen Bildungs-Krise zu entwickeln.

Als Hauptveranstalter trat die deutsche Kulturstiftung der Länder auf, die bereits seit einiger Zeit eine „Jugendkultur- und Bildungsinitiative“ ins Leben gerufen hat, um „neue Impulse für die Annäherung zwischen Kultur auf der einen und Kindern und Jugendlichen auf der anderen Seite“ zu geben. Als eine der ersten Maßnahmen hat die Stiftung Beispiele von Good Practice aus ganz Deutschland für ein Kompendium zusammengetragen, das rechtzeitig zum Kongress im Wienand Verlag als Buch erschienen ist und mit dem Titel „Kinder zum Olymp!“ der Veranstaltung den Namen gegeben hat.

Dieses graphisch sehr schön aufgemachte Buch (das unter der elektronischen Adresse <http://www.kinder-zum-olymp.de/bestellung.asp> um Euro 14,80 auch online zu bestellen ist) versammelt neben grundsätzlichen Einschätzungen u.a. von der Kindheitsforscherin Donata Elschenbroich, eine Dokumentation ausgewählter Kinder- und Jugendkulturprojekte. Die Patenschaft über diese Projekte haben Künstler wie Dietrich Fischer-Dieskau, Georg Baselitz, William Forsythe oder KunstvermittlerInnen wie Petra Gerster vom ZDF oder Eske Nannen von der Emden Kunsthalle übernommen. Viele der Projekte haben sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche realisiert, für die nach wie vor hohe kulturelle Barrieren bestehen. Ohne Qualitäts-Standards repräsentieren zu wollen, geben die Dokumentationen Auskunft über ihre zum Teil schwierigen Realisierungsbedingungen und vermitteln doch einen faszinierenden Einblick in die Auseinandersetzung mit der Vielfalt künstlerischer Ausdrucksformen wie Musik, Bildende Kunst, Theater und Tanz, Neue Medien und auch der interdisziplinäre Aspekt kommt nicht zu kurz.

Mehr als 500 Personen also versammelten sich am 29. und 30. Jänner im Gewandhaus in Leipzig, um eine gemeinsame Lobby für eine verstärkte Auseinandersetzung junger Menschen mit allen Formen der Kunst und Kultur zu bilden. Die Vorsitzende der Kulturstiftung Karin von Welck wies bereits zu Beginn darauf hin, dass kulturelle Bildung auf einer gemeinsamen Erkenntnis beruht, die nicht neue ist. „Wir alle wissen, dass die frühzeitige Beschäftigung von Kindern und Jugendlichen mit Kunst, mit Musik, Theater und Tanz die Chancen einer kreativen und innovationsfreudigen Persönlichkeitsentwicklung erhöht und sie in die Lage versetzt, die Vielfalt von Kunst und Kultur als persönliche und gesellschaftliche Bereicherung des Lebens zu erkennen“.

Dementsprechend kritisch fielen ihre Ausgangsfragen aus: „Warum sind dann viele der Ansätze seit den 70er Jahren, wie „Künstler besuchen die Schulen“ im Sand verlaufen bzw. eingestellt worden? Warum beginnt erst jetzt, nach dem schlechten Abschneiden bei internationalen Schulleistungsvergleichen wieder eine breite Öffentlichkeit, sich über Möglichkeiten und Wirkungen kultureller Bildung zu verständigen? Und wie konnte es geschehen, dass gegenwärtig Kinder in die Schulen gehen, deren Eltern kaum mehr oder zuweilen gar keinen Kunst- und Musikunterricht in ihren Schulen bekommen hatten?“.

Bundespräsident Rau hatte darauf keine unmittelbaren Antworten parat. Aber er wies ganz konkrete Wege in die Zukunft, nicht nur, indem er den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Kunsterfahrung und Zukunftsfähigkeit aufzeigte, sondern auch, indem er ein Grundrecht auf kulturelle Bildung einforderte, um damit einen öffentlichen Auftrag der Gebietskörperschaften verpflichtend zu verankern.

Kulturstaatsministerin Christina Weiss wünschte sich mehr Wagemut in einer Zeit allgemeiner Angst, Mutlosigkeit aber auch Selbstbescheidung und Desinteresse. Was könne getan werden, um die „Suche nach neuen Bildern, ungehörten Tönen, nach jenen Worten und Sätzen, die sich ins Bewusstsein brennen, die unter die Haut gehen und im besten Fall sogar das Herz berühren, aufzunehmen?“. Entgegen aller zur Zeit im Schwange befindlichen kognitiv-dominierten Strategien zur Verbesserung der Pisa-Befunde sprach sie sich für ein abwechslungsreiches, lustvoll-spielerisches Wahrnehmungstraining gerade in der Schule aus, „das die Köpfe fit macht für die Begegnung mit der Kunst, mit den Medien und nicht zuletzt mit dem Leben“. Es ginge vorrangig nicht um das gegenseitige Ausspielen, sondern um neue Verbindungen zwischen objektiv nützlichem Wissenserwerb und subjektiver künstlerischer Erfahrung. Denn „Kreativität und Innovation (als Leitbegriffe der aktuellen Zukunftshoffnungen) entstehen ja gerade in der ästhetischen Auseinandersetzung mit hellsichtigen Querdenkern und produktiven Zweiflern, mit denjenigen, die, leidenschaftlich von einer Idee besessen, alle Regeln des Alltags auf den Kopf stellen und neues Denken erzeugen“. Ganz entgegen dem herrschenden Trend gab sie sich überzeugt, dass „die Auflehnung gegen alle Beschränkungen des Denkens auf Funktionalität und Nutzen zu den Grundanliegen künstlerisch-kultureller Aktivitäten gehörten, um Kritik an der Trägheit eingefahrener Seh- und Handlungsweisen zu ermöglichen“.

Ein großes Thema beim Kongress war die bildungspolitische Absicht der Bundesregierung, das Angebot an Ganztags-schulen zu erhöhen. Dadurch würden sich neue Chancen ergeben, neben der Vermittlung vermeintlich allein nützlichen

Wissens auch vermehrt künstlerische Erfahrungen zu vermitteln. Gerade diese Diskussion verlief durchaus turbulent. Vor allem die Vertreter der außerschulischen Kinder- und Jugendkulturarbeit äußerten ihre Sorge um die Gefährdung einer alternativen Kulturpädagogik, die nunmehr drohe, von der Schule vereinnahmt zu werden. Immerhin würde, wie der Vorsitzende des deutschen Kulturrates Max Fuchs meinte, außerschulische Kulturarbeit von den „spezifischen zeitlichen, räumlichen, personellen und finanziellen Ressourcen abhängen, um ihre Stärken entfalten zu können. Die derzeit beobachtbaren Maßnahmen der Schulpolitik würden jedoch kaum die Hoffnung zulassen, dass eine Kooperation von schulischer und außerschulischer Kinder- und Jugendarbeit „auf gleicher Augenhöhe“ möglich sein könnte“.

Dahinter verbarg sich offenbar ein heftiger institutioneller Konkurrenzkampf, der dem Berichtsteller aus Österreich in seinen bisherigen Erfahrungen bei den Versuchen einer engeren Zusammenarbeit zwischen schulischen und außerschulischen Einrichtungen mit ihren spezifischen methodisch-didaktischen Zugängen nicht ganz unbekannt vorgekommen ist.

Unvermeidlich bei Veranstaltungen zu kultureller Bildung ist mittlerweile der Auftritt von GehirnforscherInnen, die anhand empirischer Vergleichstests – in diesem Fall mit Küken und verwahrlosten rumänischen Kindern – den Beweis erbringen wollten, dass emotionale Anregung und Begleitung gerade in den ersten Lebensjahren die umfassende Persönlichkeitsentwicklung eminent unterstützen. Ein Beweis, der auch diesmal – weil durchaus im Einklang mit täglichen Alltagserfahrungen – durchaus gelang. Ob dieser Umstand aber schon für Anregungen hinreicht, auf diesen Erkenntnis-Grundlagen eine neue pädagogische Disziplin „Biodidaktik“ zu etablieren, um auf diese Weise Forschungsergebnisse von Tierversuchen auf menschliche Erziehungsmaßnahmen zu übertragen, das sollte doch noch einmal systematisch überdacht werden.

So anerkennenswert diese Versuche einer Unterstützung des Anliegens kultureller Bildung aus biologischer Sicht auch sein mögen, so machen sie auch die leeren Abgründe einer gesellschaftlichen „Nutzensüchtigkeit“ deutlich, der in einer Auseinandersetzung, die Kunst und Kultur als einen faszinierenden, wenn auch diskursive immer wieder neu zu füllenden Wert an sich zu erkennen vermag, nicht wirklich angemessen ist. Womit sich einmal mehr die Vermutung bestätigt, dass eine immer begründete Nutzen-Herleitung als Legitimationsgrundlage öffentlicher Maßnahmen zu kultureller Bildung dem Gegenstand im letzten nicht gerecht wird. Was wirklich zählt, das ist die Realisierung der vielfältigen Aktivitäten selbst. Und die Fähigkeit, mit der Öffentlichkeit und vor allem den politischen Entscheidungsträger einen für die Sache faszinierenden Dialog aufrecht zu erhalten.

Wesentlich motivierender war daher der Bericht über das neue Bildungsprogramm, das Simon Rattle zusammen mit den Berliner Philharmonikern erarbeitet hat. „Zukunft@Bphil“ versteht sich „in der partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit Künstlern, Schulen, kulturellen und sozialen Einrichtungen“ als ein Katalysator für sozialen Wandel. Ziel sei es, Verbindungen auf verschiedenen Ebenen zu schaffen, zwischen der Philharmonie und unterschiedlichen Bezirken, sozialen Gruppen und auch zwischen diversen Altersgruppen“

Präsentiert wurde u.a. das Projekt „Sacre du Printemps“, das in Zusammenarbeit mit sechs Berliner Schulen an sozialen Brennpunkten mit SchülerInnen aus über 20 Nationen entstanden ist. Allen TeilnehmerInnen soll der Zugang zu dieser für sie ganz fremden Musik helfen, in erster Linie sich selbst besser kennen zu lernen und damit langfristig ihr Selbstbewusstsein, soziales Verhalten, Kreativität, Kommunikations- und Lernfähigkeit zu stärken. Über drei Monate haben die Jugendlichen mit den Philharmonikern „Sacre du Printemps“ in erster Linie als eine emotionale und körperliche Erfahrungen erprobt und zum Abschluss in einer Fertigungshalle im Stadtteil Treptow in einer eigenen Choreographie mit über 300 Akteuren zur Aufführung gebracht. Dazu wurde ein Film „Rhythm is it!“ gedreht, der die Lebensrealität der jungen Menschen zusammen mit ihren künstlerischen Erfahrungen während der Zusammenarbeit mit den Berlinern dokumentiert. Das Besondere: Der Film kommt demnächst in einer 90 Minuten-Fassung in die deutschen Kinos.

Dieses eine spektakuläre Projekt – das ich mir auch in der Musikstadt Wien wünschen würde – steht für viele andere ganz konkrete Aktivitäten, die während des Kongresses gezeigt und diskutiert wurden. Eine wichtige Rolle dabei nahmen erfreulicherweise die jungen Menschen selbst ein, die auf allen Podien vertreten waren und mit ihren Ideen und Einschätzungen wesentlich zur Brisanz der Gespräche beigetragen haben.

Zu guter Letzt wurde ein Leipziger Manifest verabschiedet, das die Basis für weitere Aktivitäten bietet. Zu den Forderungen zählen u.a. „Kultur als Pflichtaufgabe der Länder und Kommunen durchzusetzen sowie die notwendigen Rahmenbedingungen zu schaffen, um kulturelle Bildung in den Lehrplänen aller Schulen zu verankern“. Schulen werden aufgefordert, die Türen für alle Formen der kulturellen Bildung zu öffnen und auf die intensive Zusammenarbeit mit Künstlern und außerschulischen Einrichtungen zu setzen; umgekehrt sollen Kunst- und Kultureinrichtungen verstärkt Projekte zur Zusammenarbeit mit Kindergärten, Schulen sowie Aus- und Fortbildungseinrichtungen entwickeln. Politik und Verwaltung sollen ihre angestammten Kompetenz-Schrebergärten zur Entwicklung gemeinsamer Maßnahmen und Programme übersteigen, Eltern künstlerisch-kulturelle Erlebnisse ihrer Kinder fördern und Medien und Stiftungen sollen die Öffentlichkeit möglichst breit und intensiv über diese Kampagne im Sinne eines gemeinsamen Lobbyings informieren.

Viele Medien haben das fürs erste getan, es soll aber weitergehen, dank der Kulturstiftung der Länder soll die Diskussion und der Erfahrungsaustausch über das Internet fortgesetzt werden. Und vielleicht heißt es ja auch in Österreich einmal „Kinder zum Olymp!“. Wie wär's z.B. mit einer österreichischen Version einer solchen Kampagne in Vorbereitung zum Mozart-Jahr 2006, die jungen Menschen auch in Österreich die Gelegenheit eröffnet, mit ihren kreativen, kulturellen und künstlerischen Leistungen den Olymp zu erklimmen.

